

**Predigt in Berlin-Hellersdorf am 31.1.2016 zu Römer 8,15
(Bibelsonntag)
Pfarrer Ulrich Laepple**

Liebe Gemeinde,

Bibelsonntag. Was soll eine Predigt am Bibelsonntag leisten? Eigentlich nichts anderes als jede Predigt im Gottesdienst sonst auch: Dass uns von Neuem aufgeht, was für ein herrliches und hilfreiches Buch wir mit der Bibel haben. In ihm finden wir die vielen uns ans Herz gewachsenen Loblieder, Klagelieder und Vertrauenslieder der Psalmen: „Der Herr ist mein Hirte“; „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir.“ Wir lesen von besonderen Stationen des Volkes Israels: die Herausführung aus Ägypten oder den Durchzug durch die Wüste; von manchmal scharfen Attacken der Propheten Israels gegen Heuchelei, aber auch von ihren gewaltigen und tiefen Trostworten. Da finden wir die Gleichnisse Jesu, die immer eine überraschende Botschaft haben und eine Erkenntnis so richtig auf den Punkt bringen. In den Briefen des Apostels Paulus begegnen wir tiefgründigen theologischen Gedankengängen, in der Apostelgeschichte dem dramatischen Weg des Evangeliums von Jerusalem über Kleinasien nach Europa. Und wer kennt nicht die Geschichte aller Geschichten, die Passion Jesu, die wir in den Evangelien finden.

Bert Brecht, der atheistische Dichter, antwortete auf die Frage, welches das für ihn wichtigste Buch sei, mit dem Satz: „Sie werden lachen, die Bibel.“ Ja, die Bibel ist – oder soll ich sagen: war? – Jahrhunderte lang tief in unsere Kultur eingeschrieben. (Requiem von Brahms und Bachs Oratorien etc.).

Aber noch wichtiger als Bert Brechts Antwort ist mir Martin Luthers Bemerkung über die Bibel. Er hatte sie ja durch seine Übersetzung so genau studiert. Er sagte, sie enthalte „lauter Lebeworte, lauter Lebeworte“.

Meine Hoffnung und mein Gebet ist, dass auch das heutige Bibelwort durch den Geist Gottes uns zum Lebewort wird.

I. Es stammt aus dem Brief des Apostels Paulus an die Römer und lautet:

„Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch wieder fürchten müsset, sondern habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen ‚Abba, lieber Vater‘.“
(Römer 8,15)

Diese Worte sind wie eine offene Tür, durch die wir hindurchgehen dürfen - frei, angstfrei und ohne Leistungsnachweis: „Abba, lieber Vater.“ Das ist die Adresse. Unsere Adresse, uns geschenkt worden. Wir kennen sie. Wir machen Gebrauch von ihr. Sie ist unser Zuhause. Wir sind willkommen. Jederzeit. Nicht nur in diesem Gottesdienst.

„Willkommen“ – das ist in unserer derzeitigen politischen Situation ein umkämpftes Wort.

Letztes Weihnachten kamen unsere drei Söhne nach Hause. Sie kannten ihr Zuhause, die Adresse, ihre Familie, ihr Bett, den Tisch, um den wir uns wieder alle versammelten wie in früheren Jahren. Sie freuten sich auf den Christbaum und den Braten. Willkommen zu Hause!

Am 2. Weihnachtstag hatten wir einen Gast. Er hieß Hassan, ist 18 Jahre alt, stammt aus Westafrika, ist Flüchtling und lebt in Charlottenburg auf dem Gelände einer Gemeinde im Kirchenasyl. Er hat uns eine andere Geschichte, die Geschichte von einem *verlorenen* Zuhause erzählt: Dass er mit 12 Jahren aus Guinea, West-Afrika, weggegangen sei und eine Flucht von mehreren Jahren mit Hunger, Lebensgefahren und Gefühlen von großer Verlorenheit überstanden habe, die ihn durch verschiedene afrikanische Länder bis Marokko und über Spanien nach Deutschland führte. Auf seinem langen Weg erfuhr er von seiner Schwester, dass sein Vater und seine Mutter an Ebola verstorben waren. Er hat also zweimal sein Zuhause verloren, bei seinem Abschied dort und dann nochmals.

Und als er das erzählte, entstand eine große Stille unter uns, die wir um den Tisch saßen. Meine Frau und ich standen dann auf und nahmen ihn einfach in den Arm. Die Stille im Raum löste sich erst wieder, als wir zusammen „Mensch-ärgere-dich-nicht“ spielten...

Dieser junge Mann braucht, wie jeder Mensch, eine Heimat, eine Adresse, ein Zuhause, wo er willkommen ist, egal, wer er ist, woher er kommt, was er erlebt oder getan hat in der Vergangenheit. Er hat dieses Zuhause vor allem in einer Wohngemeinschaft auf dem Gelände der Gemeinde gefunden, wo er wohnt, wenigstens vorläufig. Gott sei Dank!

Verlorenes Zuhause, verlorene Heimat, verlorene Eltern, und doch ist Hassan selber irgendwie auch ein Gefundener. Darum erinnert er mich an Züge des Gleichnisses vom Verlorenen Sohn, das Jesus erzählt hat und das die meisten von uns kennen.

Dieses Gleichnis hat seinen Höhepunkt ja da, wo der Vater den einst weggelaufenen Sohn, der nun auf dem Rückweg zum Vater war, von Weitem erblickt und ihm entgegen läuft. Der Sohn hatte kaum zu hoffen gewagt, dass es zu einer guten Begegnung mit dem Vater kommen könnte. Er hatte sich auf seinem Weg ein Sprüchlein zurechtgelegt: „Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor dir. Ich bin nicht mehr wert, dass ich dein Sohn heiße. Mache mich zu einem Tagelöhner.“ Er sagt es immer wieder vor sich hin, um es im entscheidenden Augenblick parat zu haben. Aber als dieser Augenblick kommt, kommt alles anders. Die Umarmung des Vaters unterbricht ihn. Der Vater war ihm entgegengelaufen, küsst ihn, bevor er sein auswendig gelerntes Sprüchlein sagen kann – Gründe für sein Weglaufen, oder dass er etwas wieder gut machen und seine Wiederannahme verdienen wolle... Die vorausseilende Liebe des Vaters macht das alles unmöglich und unnötig.

Darin liegen Parallelen zu Hassan: auch er ging Weg von Zuhause, sicher aus anderen Gründen als der Sohn im Gleichnis; auch er hatte einen langen Weg zu gehen, auch er war voller Zweifel und voller Hoffnung auf Annahme. Und schließlich bekam er, was er so nötig brauchte: eine Art voraussetzungslose, zuvorkommende Liebe, die er sich nicht verdienen muss.

II: Was Jesus im Gleichnis bildhaft ausspricht, sagt Paulus so:

„Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, so dass ihr euch wieder fürchten müsset, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen ‚Abba, lieber Vater‘.“

Ich denke, dass man die Geschichte vom Verlorenen Sohn, die Rembrandt (siehe Bild) auf seinem bekannten Gemälde festgehalten hat, auf mehrfache Weise lesen kann, sagen wir, mit einem 4-fachen Blick:

Der 1. Blick: Ein großartiger literarischer Text von einer Abkehr des Sohnes von seinem Vater auf der Suche nach dem eigenständigen Leben, einer Umkehr und einer überraschender Versöhnung. So hat ihn wahrscheinlich Bert Brecht gelesen.

Der 2. Blick: Eine Geschichte, in der ich plötzlich erkenne: Das bin ja ich! Wie ein kleines Kind, das an einem Spiegel mit den Händen herumtastet und plötzlich merkt: Oh, das bin ja ich, was sich da im Spiegel bewegt. Ich bin der, der dem ähnelt, der im Gleichnis gemeint ist.

Der 3. Blick könnte die Erkenntnis sein, dass der verlorene Sohn die ganze Menschheit in all ihren unterschiedlichen Verlorenheiten repräsentiert – um „verloren“ zu sein, muss man nicht hungrig bei den tatsächlichen Schweinen sitzen. Es gibt auch die Verlorenheit derer, die im „Schweinegeld“ schwimmen und saubere Anzüge tragen. Es gibt die Verlorenheit einer enttäuschter Liebe, die Verlorenheit in einer Überforderung, der Krankheit und Todesangst.

Und der 4. Blick?

Ich bin nicht der erste der Ausleger, der diesen 4. Blick auf das Gleichnis wirft. Wie in einem parallelen Film sieht dieser Blick hinter dem verlorenen Sohn vom Gleichnis einen anderen Sohn, den Gottessohn, Jesus Christus. Gibt es nicht auch zu diesem Sohn Ähnlichkeiten? Führte nicht auch

sein Weg weg vom Vaterhaus in die Fremde, in Sünde und Schande hinein, so, als hätte er sie selber begangen? Das Neue Testament sagt uns: Er macht die menschliche Not, ja den Tod zu seiner eigenen Sache, als habe er sie verdient. Er wird als Verbrecher gekreuzigt. Paulus schreibt: „Er wurde arm um unsretwillen!“ Das ist der Weg des Gottessohnes in die Verlorenheit, sozusagen der Hinweg zu uns Verlorenen.

Sein Rückweg - das ist der Weg durch das Kreuz hindurch in den Ostermorgen der Auferstehung hinein. Das ist der Weg des Gottessohnes, auf dem er uns verlorene Söhne und Töchter alle hinträgt und mitnimmt zum Fest der Versöhnung.

Dieser 4. Blick zeigt uns, dass hinter dem Gleichnis vom Verlorenen Sohn eine vergleichbare, aber andere Geschichte aufleuchtet: Das Gegenbild zum Verlorenen Sohnes: Jesus Christus. Christus nimmt die Rolle des Verlorenen Sohnes an. Christus wird zum Sünder, damit wir zu Gerechten werden. Er wird zum Verlorenen, wir zu Gefundenen, Er zum Verfluchten, wir zu Befreiten. Es ist ein Tausch, sagte Martin Luther, ein „fröhlicher Wechsel“ und nannte ihn „das liebe Evangelium“. Es ist der Grund dafür, dass wir „Abba, lieber Vater“ sagen dürfen.

Von Gott her ist nun alles klar, der Weg ist frei für uns, die Luft ist rein. Darum wird gepredigt und eingeladen: „Lasst euch versöhnen mit Gott, lasst es zu, was an euch allen geschehen ist. Steht nicht herum wie der zweite Sohn, der nicht mitfeiern will und sich selber ausschließt (siehe Rembrandts Bild). Lass zu, dass Gott dich und mich sucht und gefunden hat und einlädt zum Fest der Versöhnung und nun dir und mir erlaubt, zu Gott „Abba“ zu sagen.

III. Ein merkwürdiges Wort: „Abba“. Was bedeutet es?

Es ist ein ausgesprochen kindliches Wort gewesen, und zwar in der aramäischen Sprache, die Jesus gesprochen hat. In dieser Sprache sagten die Kinder zu ihrem Vater „Abba“. Es war ein zartes Wort, ein Wort, das Nähe und Freiheit, Angstfreiheit atmete. Es ist ursprünglich ein Lallwort. Wir kennen das: Babys, die mit ihrer Stimme spielen, sagen irgendwann fast automatisch „Abba“ oder „Papa“. Von daher wurde „Abba“ ein Wort, mit dem Kinder ganz vertraut ihren Vater anredeten.

Wie kommt es, dass der Apostel Paulus dieses Wort zwar übersetzt („lieber Vater“), aber nicht ersetzt hat, sondern das Fremdwort „Abba“ beibehalten hat? Warum wurde es in der Ursprache bewahrt, so dass in jeder heutigen Übersetzung – ob deutsch, englisch, chinesisches oder russisch – das Wort „Abba“ erscheint, obwohl es diesen Sprachen ja gar nicht angehört?

Warum? Weil es das Wort war, mit dem Jesus seinen Vater im Himmel angesprochen hat. Im ganzen Alten Testament hatte man Gott nicht mit „Abba“, mit „Vater“ angesprochen. Niemand hat das gewagt. Aber Jesus tat es. Es war das Markenzeichen seines besonderen Verhältnisses zu seinem Vater im Himmel. Und Jesus hat nun seine Nachfolger damals und seine Nachfolger heute einbezogen in das Recht, zu Gott „Abba“, lieber Vater, sagen zu dürfen. Er hat ihnen und uns allen das Vater-Unser, das „Abba-Unser“ geschenkt.

Ich vergesse nicht, dass einer meiner theologischen Lehrer sagte: „Überall, wo Jesus betet, sollt ihr wissen, dass ihr dann ganz nahe an ihm dran seid – an seiner Sprache, an seinem Wesen, an seinem Herzen.“ Ich glaube, er hat Recht, und das spürt man solchen Texten auch ab. Ich lese zwei vor:

„Zu jener Zeit begann Jesus und sprach: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, dass du dies vor Weisen und Verständigen verborgen hast, und hast es Unmündigen geoffenbart. Ja, Vater, denn so war es wohlgefällig vor dir. Alles ist mir übergeben von meinem Vater; und niemand erkennt den Sohn als nur der Vater, noch erkennt jemand den Vater als nur der Sohn, und wem der Sohn ihn offenbaren will.“ (Mt. 11,25-30)

So vertraut klingt es, wenn Jesus mit seinem Vater im Himmel spricht. Und überall, wo in unseren Bibeln Vater steht, wird er „Abba“ gesagt haben.

Aber einmal, beim Beten im Garten Getsemane, hat der Evangelist, der uns dieses Gebet überliefert hat, unbedingt das „Abba“ erhalten wollen: *„Abba, lieber Vater«, sagte er, »alles ist dir möglich! Erspare es mir, diesen Kelch trinken zu müssen! Aber es soll geschehen, was du willst, nicht was ich will.“* (Mk. 14,36)

„Vater“ ist also keine *billige* Formel. Mit der Abba-Anrede auf den Lippen geht Jesus in den Tod und ringt darum, das Vertrauen zu Gott durchhalten zu können, auch auf diesem schweren Weg. Für uns alle ist wohl der Tod die größte Herausforderung zum Vertrauen – eben alles loszulassen und wie Jesus zu sprechen: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“

IV. Noch ein letzter Gedanke, der sich, wie ich meine, geradezu aufdrängt. Was passiert da eigentlich, wenn Menschen Gott „Vater“ nennen? Die Assoziationen sind doch je nach biographischer Erfahrung ganz unterschiedlich: Der gütige Vater, der autoritäre Vater, der mit der Faust auf den Tisch schlägt und mit einem „Basta“ ein Gespräch beendet; der gar nicht bekannte Vater, weil er nur als Erzeuger auf Formularen genannt wird; der abwesende Vater, der längst in einer anderen Familie zu Hause ist. (Beispiel)

Macht und Güte, Ermutigung und Verletzung, Autorität und Schwäche. Ermutigung und Gewalt – alles ist da, wenn wir „Vater“ sagen. Es gibt bekanntlich Menschen, die von ihrem Vater missbraucht oder halbtot geschlagen worden sind. Jetzt sollen sie zu Gott „Vater“ sagen? Das Wort wird immer schmerzliche Erinnerungen aufrufen. Da kann man nur hoffen, dass andere Bilder vom Vatersein stärker sind. Vielleicht kann das „Abba“ helfen, ein *gutes* Bild von der Väterlichkeit Gottes zu formen. Vielleicht hilft auch ein Gemälde wie das von Rembrandt, das ein ganz anderes Vaterbild zeigt.

Und vielleicht kann dann noch etwas wichtig werden, was wir auch auf dem Gemälde Rembrandts vom Verlorenen Sohn entdecken. Sie sehen: Die beiden Hände, mit denen dieser Vater den Sohn umarmt, sind anatomisch ganz unterschiedlich – eine breite und eine schmale Hand. Könnte man nicht die eine, die schmale, „weiblich-mütterlich“ nennen und die andere, die breite, „männlich-väterlich“?

Aber gibt es eine weiblich-mütterliche Seite Gottes? Oh, ja. Die Bibel selber spricht weiblich von Gott – übrigens in der diesjährigen Jahreslosung: „Gott spricht: Ich will euch trösten wie einen seine Mutter tröstet.“

Gott und mütterlicher Trost - das gehört zusammen.

Gott und väterlicher Trost – auch das gehört zusammen: „Ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, so dass ihr euch wieder fürchten müsstet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater.“

Mit den Vorstellungen von Väterlichkeit und Mütterlichkeit Gottes meinen wir allerdings keinen „männlichen“ Gott und keinen „weiblichen“. Es heißt ja: „Du sollst dir kein Bildnis machen von Gott...“. Aber die Bibel bietet alles auf – Gottes Väterlichkeit und Gottes Mütterlichkeit -, um uns zu einem Vertrauen einzuladen. Auch mit dem Gebet. Wenn wir „Vater unser im Himmel“ sagen, dann dürfen wir daran denken, dass Jesus hier das vertrauensvolle „Abba“ gesagt und gemeint hat. So zu Gott beten zu dürfen ist alles andere als eine Selbstverständlichkeit! Es ist ein großes Geschenk.